

KALONYMOS

Leopold Sonnemann

Streitbarer Politiker und Gründer der Frankfurter Zeitung

Harald Lordick

Sie dürfen es glauben oder nicht, ich habe schon seit zehn Tagen keine Zeitung mehr angesehen. Dies kommt mir anfangs freilich etwas spanisch vor, allein nach und nach gewöhnt man sich dran. Ich habe mir Tanzstunden genommen.^{95} Tiefe Enttäuschung spricht aus den Zeilen des noch recht jungen Mannes, der mit der Revolution 1848/49 glühend mitgefeibert hatte und sie nun verloren sah. Dass er einmal selbst in die Politik gehen, gar eine der weltweit bedeutendsten Zeitungen gründen würde, niemanden als ihn selbst hätte das zu diesem Zeitpunkt mehr erstaunt. Denn von der Politik – „ein unfruchtbareres Feld könnten Sie gar nicht betreten“ – wandte er sich einstweilen ab, kümmerte sich aber um so mehr um sein berufliches und geschäftliches Fortkommen.

Feste Familienbände

Leopold Sonnemann wurde in ein streng religiöses, kleinbürgerliches Elternhaus geboren. Auf Bildung legte man größten Wert. Und man nahm sehr interessiert an den politischen Entwicklungen der Zeit teil. Mit sechs Jahren ging Leopold in die israelitische Dorfschule. Später, in der Realschule, zeigte sich, so seine Erinnerung, dass der Unterricht in der jüdischen Dorfschule Höchberg in den Elementarfächern eine gute Grundlage für seine Ausbildung gelegt hatte. Er war ein guter Schüler, hatte Nachhilfe keineswegs nötig, dennoch war das selbstverständlich. So erhielt er regelmäßig abends Unterricht in Englisch und Französisch durch den Offenbacher Rabbiner Salomon Formstecher. Und wer weiß, vielleicht war nicht nur sein Sprachinteresse, sondern auch seine politische Begeisterung von dem in der 1848er Revolution engagierten Reformrabbiner geweckt worden? Von der Schule allerdings mußte er sich vorzeitig, mit vierzehn, ver-

abschieden, stattdessen ganz ins Geschäft des Vaters eintreten.

Im in Passagen überlieferten Jugendtagebuch des Fünfzehnjährigen spielt die Auseinandersetzung mit der Religion eine große Rolle. Dass man insbesondere wegen der Geschäfte mit den Religionsgesetzen in Konflikt geraten konnte, beschäftigt ihn noch sehr. Übertretungen der Vorschriften notiert er in sein Tagebuch: ein versäumter Synagogenbesuch, das Fahren am zweiten Feiertag *Jomtof*, das Speisen in einem christlichen Lokal. Und gute Vorsätze hält er fest: „Jeden Tag zweimal regelmäßig morgens und abends ein herzliches Gebet zu dem Schöpfer und Regierer aller Dinge aufsteigen zu lassen ... und eine Stunde dem Studium der hebräischen Sprache widmen“.^{37}

In den 1850er Jahren bauten die Sonnemanns eine bemerkenswert enge Verbindung auf zur jüdischen Familie Schüler im westfälischen Geseke. Die nach dem Tod ihrer Eltern von den Sonnemanns aufgenommene Jeanette Kissing heiratete Aaron Schüler, Leopold heiratete dessen Schwester Rosa, und seine eigene Schwester Johanna heiratete Julius Schüler. Neben der privaten Verbindung entwickelten sich auch enge geschäftliche Beziehungen. Und rasch gilt Leopold in der Familie etwas, seine Briefe gehen von Hand zu Hand: „Daß Du Dich hervorgewagt und bemerklich machst auf der großen Schaubühne des merkantilischen Wirrwarrs, hat mich und alle unsere Angehörigen, denn wisse, Dein Brief hat die Runde von Erwitte, Lippstadt, Paderborn, gemacht, hoch erfreut.“^{149}

Was die beiden Familien aber auch teilten, war die unmittelbare Erfahrung antijüdischer Ausschreitungen. Sonnemann erinnerte sich daran, wie sie, da war er noch Kind, mit zwei geladenen Flinten und verrammelten Türen die Angriffe des Pö-



Vor hundert Jahren, am 30.
Oktober 1909 gestorben:
Leopold Sonnemann



Schwester Johanna
und Leopold

bels erwarteten. Ob auch die Zeilen des 12jährigen, die sich in einem Brief an seine Mutter finden, in solchem Zusammenhang stehen? Seinen Vater auf Geschäftsreise begleitend schreibt er am 9. Juli 1844, „daß der von vielen Leuten so gefürchtete Kilianiustag sehr ruhig abgelaufen ist, und auch nicht das geringste passiert ist“.^{23} War es nur der große Trubel des christlich-traditionellen Würzburger Jahrmarkts, auf den hier angespielt wird, oder hatten Juden besonders sich in Acht zu nehmen, während sie am Jahrmarkt teilnahmen? Im gleichen Jahr jedenfalls waren die Schüler in Geseke betroffen. Im Mai 1844 brachen dort pogrom-artige Tumulte aus. Die Ausschreitungen gegen die Juden und ihren Besitz wiederholten sich über Monate, bis in den November hinein. Schließlich wurden 20 Täter angeklagt, neun bekamen Zuchthausstrafen von immerhin bis zu drei Jahren. Else Lasker-Schüler hat diese Vorgänge, die auch Teil ihrer eigenen Familiengeschichte waren, in ihrem Theaterstück *Artur Aronymus, die Geschichte meines Vaters* verarbeitet.

Sonnemanns Frau Rosa mit
ihrem einzigen Kind Therese



Selfmademan

Für sein Leben geprägt haben Leopold Sonnemann die beengten wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse seiner Jugend, die er aus der Perspektive des väterlichen Geschäfts miterlebte.

Keine Münzeinheit, keine Maßeinheit, wenig bares Geld im Umlauf, dafür Wechsel und immer wieder Wechsel, Ratenzahlungen, komplizierte Rechtsverhältnisse und am Ende jeder Tagereise – eine Grenze, manchmal mehrere an einem Tage. Man begreift heute nicht, wie es damals überhaupt jemand gelingen konnte, mehr als das zum Leben Allernotwendigste zu erwerben. Vor allem begreift man es nicht bei den Deutschen jüdischen Glaubens. Denn diese waren ja noch besonders bedacht mit Abgaben und Steuern, mit Gewerbevorschriften, mit Schikanen der Behörden und mit solchen Erschwerungen in bezug auf Niederlassungsrecht, daß man geradezu von einer fast völligen Aufhebung der Freizügigkeit reden kann.¹

Es war eine Zeit, in der insbesondere die Juden Bayerns der Bedrückung müde geworden waren und nach Amerika auswanderten. Wie ein roter Faden zieht sich das durch Sonnemanns weiteres Leben: Grenzen und Beschränkungen konnten ihn jederzeit herausfordern.

Nach Amerika gingen die Sonnemanns nicht, aber den Bedrängnissen Bayerns kehrten sie den Rücken. Eigentliches Ziel war Frankfurt, man hatte Verwandte dort und geschäftliche Beziehungen, die sich durch den Besuch der Messen ergeben hatten. Aber auch hier war es fremden Juden zu dieser Zeit kaum möglich, das Bürgerrecht zu erlangen. Vor-erst war ihnen freie Niederlassung und Gewerbe aber im nahegelegenen Offenbach erlaubt. Da die Käufer aber nicht nach Offenbach kommen wollten, Handelszentrum war nun mal Frankfurt, brauchte es auch eine Verkaufsstelle dort. Ohne Bürgerrecht blieb nichts anderes übrig, als die Gründung einer Frankfurter Filiale unter fremdem Namen. So traf man wenige Jahre später ein Übereinkommen mit der alteingesessenen Frankfurter Firma *S. H. Strauß Söhne*. Das Warenlager be-

fund sich nun in Frankfurt, Offenbach blieb nur Wohnsitz. Diese Lösung brachte dem jungen Leopold allerdings einen gehörigen Fußweg ein, gut jeweils 10 km, die er zu Fuß morgens und abends zurücklegen musste, und die zu seinem ambitionierten Tagesprogramm noch hinzukamen. Denn er hatte den Anspruch, trotz der Arbeit im Geschäft seine Bildung zu vervollkommen. So stand er schon morgens um fünf auf, las zwei Stunden deutsche, französische und englische Klassiker, und brach dann auf. Abends das gleiche. Auf Dauer wurde ihm der Arbeitsweg aber doch sehr beschwerlich, und seine Studien litten darunter. Erst Jahre später erhielten die Sonnemanns das Recht, sich in Frankfurt offiziell anzusiedeln.

Leopold beginnt, über das eigene Unternehmen nachzudenken:

Wenn ich nun so darüber nachdenke, wie wir so beträchtliche Summen in Waren stecken haben, die nun weniger oder mehr gangbar sind, die aber bei der jetzigen schlimmen Konjunktur sämtlich als totes

Kapital daliegen, wie wir ferner große Summen an viele Landkunden kreditiert und in allen Gegenden Deutschlands zerstreut angelegt haben, so wirft sich mir der Gedanke auf, daß der bei weitem größte Teil unseres Vermögens augenscheinlich gänzlich zerstreut ist und daß ein kleiner Windstoß dasselbe noch weiter zerstreuen und so zerstreuen kann, daß auch nicht mehr ein Stein zum ändern kommt.^{45}

Folgerichtig, und insbesondere nach dem Tod der Eltern, entwickelte er das Familiengeschäft weiter. Innerhalb weniger Jahrzehnte hatte sich nun die Geschäftstätigkeit völlig gewandelt: Von der eigenen Fabrikation zum reinen Zwischenhandel, und nach einem eher erfolglosen Ausflug ins Exportgeschäft mit einer Filiale in Amerika folgte der Übergang zur ausschließlichen Banktätigkeit. Mit seinem Schwager Julius Schüler und dessen Brüdern baute er das Bankgeschäft auch an anderen Orten auf, mit Niederlassungen und Verbindungen in Wien, Berlin, Brüssel und Paris. Sein Interesse für die moderne Wirtschaftsentwicklung führte ihn aber auch zu einer ganz anderen Initiative.

Die Frankfurter Zeitung

Am 21. Juli 1856 gründet Leopold Sonnemann gemeinsam mit Heinrich Bernhard Rosenthal, ebenfalls Bankier, die Tageszeitung *Frankfurter Geschäftsbericht*, die sie nach nur vier Wochen in *Frankfurter Handelszeitung* umbenennen. Das Unternehmen, in dem die Zeitung erscheint, heißt ab 1860 *Frankfurter Societäts-Druckerei*.

Ein wenig kokett, entbehrt es vielleicht doch nicht des wahren Kerns, wenn Sonnemann im Rückblick seine Zeitungsgründung darauf zurückführt, dass seine frühen gelegentlichen journalistischen Versuche allesamt von den Zeitungen abgelehnt worden waren. Einmal hatte er einen längeren Artikel einem unerfreulichen Ereignis gewidmet, das er an anderer Stelle in zwei Sätzen zusammenfasste: „Ich wurde mit zwei Freunden auf einer Reise nach Würzburg an der Poststation Rohrbrunn im Spessart wegen Paßmangel arretiert und am andern Morgen dem Landgericht Rothenbuch eingeliefert, wo wir mehrere Stunden im Gefängnis zubringen mußten und erst nach einem eingehenden Verhör entlassen wurden.“^{118f} Er wird seinem Ärger über die deutsche Kleinstaatserei ordentlich Luft gemacht haben, denn dass der Artikel nicht gedruckt wurde, kommentierte seine Schwes-ter erleichtert: „Ich bin von Herzen froh über die-

sen Ausgang.“ Ein anderes Mal hatte er, wiederum erfolglos, mit mehreren Artikeln die Öffentlichkeit vor einer unseriösen Börsenspekulation im Zusammenhang mit der *Lucca-Pistoia-Eisenbahn* warnen wollen.

Sonnemann hatte also nicht nur im eigenen Rückblick eine damals bestehende Lücke in der Tagespresse erkannt. Noch führten Wirtschafts- und Handelsteil ein Schattendasein in den Zeitschriften um 1850, und der an wirtschaftlichen Fragen schon von Berufs wegen sehr interessierte Sonnemann erkannte den sich verändernden Publikumsbedarf, der das „Entstehen einer repräsentativen Handels- und Börsenpresse und eines Politik unter dem Blickwinkel der Wirtschaft betrachtenden Zeitungstyps“ forderte.²

1866 geriet die Zeitung in heftige Turbulenzen. Von der Annexion der Freien Stadt Frankfurt durch Preußen im Zuge des Deutschen Krieges war sie direkt betroffen. Denn die einmarschierten preußischen Truppen „bereiteten dem Blatt ein plötzliches Ende. Redaktion und Druckerei werden besetzt, zwei Redakteure verhaftet. Sonnemann und Kolb setzen sich mit zwei Mitarbeitern nach Stuttgart ab und gründen als ‚Ersatzorgan‘ die ab 2. August erscheinende ‚Neue Deutsche Zeitung‘“.³ Sie glich der bisherigen und wurde aus dem Exil an die Frankfurter Abonnenten ausgeliefert. Sein Freund und Mitstreiter, der Frankfurter Heimatdichter Friedrich Stoltze griff diese dramatische Situation später in einem Wahlaufuf auf. Als die Beschlagnahme der Druckerei beendet war, versuchte Sonnemann gar nicht erst, auch das Verbot der Zeitung aufheben zu lassen, sondern hinterlegte die Kaution für eine Neugründung. Sie erschien ein paar Wochen parallel zur *Neuen Deutschen* aus Stuttgart, seit 1. Dezember 1866 gab es dann nur noch die *Frankfurter Zeitung und Handelsblatt*.

Den Lokalpatriotismus Sonnemanns haben diese Ereignisse nur gestärkt. So war seine scharfe Opposition gegenüber Preußen und Bismarck sicher seinen politischen, an Demokratie und Freiheit orientierten Prinzipien geschuldet, aber auch dem Umstand, dass er den Verlust der staatlichen Selbständigkeit Frankfurts den Preußen nie verziehen hat.

Redaktion und Korrespondenten der FZ hatten hinsichtlich ihrer personellen Zusammensetzung einen durchaus nennenswerten jüdischen Anteil. Ein Drittel der wichtigeren Posten war um 1890



*Schreiben sie am besten Dr. Heinrich Simon Privat ... Der ist auch musikbegabt. Aber wir kamen nie mit ihm zusammen ... seit meine Eltern tot sind, sind wir die armen Leute und da zu allem Geld gehört, können wir auch nichts in den Augen der Verwandten. Wenn Sie ... auch die große Musik Herwarths bei H.S. hervorheben und die Begabung zum Journalismus Redakteur, dann mag alles gewonnen sein. Else Lasker-Schüler an Richard Dehmel. Sie war Tochter der in der Familie Sonnemann aufgewachsenen Jeanette Kissling und scheint im Lauf der Zeit den Kontakt zur Familie Sonnemann eher verloren zu haben. Mit ihrem Mann Herwarth Walden hatte sie die Zeitschrift *Der Sturm* gegründet. Hier setzt sie sich für ihn ein um die vakante Feuilletonstelle bei der Frankfurter Zeitung.⁴*

Wir waren es, die im Jahre 1866, als Alles über unser Frankfurt herfiel, jene heillose Bande von Feinden unserer Stadt mit unserer Feder zum Stehen brachten. Wir schmissen von Stuttgart aus zwischen die Halunken hinein, daß die Federn flogen ...

Wahlaufruf Friedrich Stoltzes für Leopold Sonnemann

mit Redakteuren jüdischer Herkunft besetzt. Zu den zahlreichen Korrespondenten der FZ in aller Welt gehörte etwa auch die jüdische Schriftstellerin Ludmilla Assing (1821–1880) als Italienkorrespondentin.

Die Beschränkungen im Berufsleben hatten dazu beigetragen, Juden nicht nur überproportional häufig in die akademischen Ausbildung, sondern auch danach mangels anderer Entfaltungsmöglichkeiten in die Selbständigkeit zu drängen, was nicht selten zum Beruf des Schriftstellers führte. Wenn wir etwa den Werdegang des informellen Redaktionsleiters Dr. Josef Stern betrachten:

Er war am 11. März 1839 in Soest geboren, studierte Geschichte und klassische Philologie und er-



kurrenz, seine Redaktion genauso: Sie stand zum Eigentümer „in keinem solchen Verhältnis, wie heute sehr viele Blätter zur Regierung und ihren Patronen. Wir existieren nicht von den Inspirationen des Herrn Sonnemann und wir haben uns nicht verpflichtet, seine politischen Reden und Handlungen mit Lob zu begießen; wir vertreten mit dem, was wir schreiben, im Gefühl der vollsten Unabhängigkeit die eigenen politischen Überzeugungen.“⁶

Aber das kann ja nur eine Gratwanderung, eine relative, austarierte Selbständigkeit gewesen sein. Denn die Redakteure der FZ waren den Anschauungen und der Programmatik der von Sonnemann mitgegründeten Deutschen Volkspartei verpflichtet. Und Sonnemann sah sich selbst ja nicht nur als Eigentümer und Herausgeber, sondern auch als Redaktionsmitglied. So „ging er des Morgens manchmal von einem zum andern und besprach mit ihm irgendeinen Punkt“, und gelegentlich soll geflüstert worden sein: „Jetzt inspiriert er wieder.“⁷ Zudem hat er zahlreiche Artikel selbst verfasst, und die FZ brachte eine Vielzahl von Beiträgen und Meldungen, die sein politisches Wirken betrafen.



Titelblatt der ersten Ausgabe der Frankfurter Zeitung 1866

*warb im Jahre 1861 im Staatsexamen die facultas docendi im Deutschen, Lateinischen und Griechischen, sowie Geschichte und Geographie für alle Klassen des Gymnasiums. Er konnte es jedoch als Israelit nicht zu einer Staatsanstellung bringen und wurde darum zunächst Privatlehrer. Als solcher leitete er eine Privatschule in Westfalen und dann war er Hauslehrer auf einem Gute in Westpreußen.*⁵

Quereinsteiger, würde man heute sagen, denn nach verschiedenen journalistischen Stationen übernahm er in den 1870er Jahren die Nachfolge von Volckhausen in der Redaktion als „primus inter pares“. Zwar war auch Sterns Vorgänger eine Anstellung als Geistlicher oder Lehrer versperrt gewesen. Was der Nichtjude Volckhausen aber als Teilnehmer der 1848er Bewegung sozusagen sich selbst eingebrockt hatte, war bei Stern diskriminierende Zurücksetzung wegen seiner Abstammung.

Sonnemann behauptete stets die inhaltliche Unabhängigkeit der Zeitung von ihm als Eigentümer. Als er von einem Feuilletonisten angebotene Artikel an die Redaktion weiterleitete, schränkte er ein, damit „der Redaktion nicht vorgegriffen“ zu haben, er „lehne das überhaupt prinzipiell ab“. Das sah übrigens, mit polemischen Seitenhieben auf die Kon-

Politik

Nur zwei Jahre nach seiner Zeitungsgründung wurde Sonnemann auch politisch aktiv. Er war Mitgründer des Volkswirtschaftlichen Kongresses (1858) und des Frankfurter Arbeiterbildungsvereins (1859). Im gleichen Jahr Deutscher Nationalverein, gemeinsam etwa mit Johann Jacoby und Raphael Kosch. Überdurchschnittlich viele Juden hatten sich in dieser Initiative mit dem Ziel eines freiheitlich verfassten und geeinten Deutschlands engagiert. 1868 *Deutsche Volkspartei*. Stadtverordneter in Frankfurt. Reichstagsabgeordneter 1871–1884 (1877/78 nicht kandidiert).

Zu Friedrich Albert Langes Schrift *Jedermann Hauseigentümer* steuerte er die Einleitung bei. Für einen Bankier und Unternehmer, der seine Rolle eigentlich auf der Seite des Kapitals hatte, fand er in seiner Wertung der damals hie und da schon bestehenden, von „wohlhabenden Menschenfreunden“ geförderten gemeinnützigen Baugesellschaften bemerkenswerte Worte:

Die Mittel, welche denselben aus der Tasche der Wohlhabenden zufließen, betrachten wir gewissermaßen als kleine Abschlagszahlung auf die Schuld, welche die besitzenden Klassen durch die Vernach-

*lässigung der sozialen Fragen im Laufe der Jahrhunderte contrahiert haben.*⁸

Und Sonnemann war keineswegs nur publizistischer Verfechter des Genossenschaftswesens, er half auch tatkräftig mit, etwa beim Aufbau der *Frankfurter Gewerbeakademie*.

Als Reichstagsabgeordneter befasste er sich mit Fragen der Religionszugehörigkeit nur ausnahmsweise. In der Sitzung vom 25. April 1871 reklamierte er mittels einer parlamentarischen Anfrage an die Regierung, dass die christlichen Schüler der israelitischen Realschule Frankfurt von der Erteilung von „Qualifikationszeugnissen“ ausgeschlossen worden waren. Das hatte dazu geführt, dass die Zahl der christlichen Schüler sprunghaft zurückging, innerhalb eines Jahres von 70 auf 40. „Es ist dies keine Frage, die unsere israelitische Gemeinde betrifft, sondern sie betrifft die christlichen Angehörigen der Schule; diese werden in ihren verfassungsmäßigen Rechten beeinträchtigt.“ Seine Intervention war erfolgreich, die die Absicht der Regierung konterkarierenden Verwaltungsvorschriften wurden geändert. Ein anderes Mal, im Zusammenhang mit der sogenannten Jesuitenfrage, forderte er vehement statt der geplanten Ausnahmegesetze die vollständige Trennung von Staat und Kirche sowie von Kirche und Schule.⁹ Sonnemanns Hauptthemen aber waren eher Probleme der Wirtschaft und der Sozialpolitik, daneben befasste er sich natürlich auch mit den Pressegesetzen.

Sonnemanns Opposition gegen Bismarck brachte der *Frankfurter Zeitung* mehrfach Verbote und ihm selbst und seinen Redakteuren sogar Gefängnis ein. In den Debatten geriet er nicht selten mit dem Reichskanzler aneinander. Dass ihn solche Auseinandersetzungen keineswegs kalt ließen, auch wenn er diesmal nicht persönlich angegriffen worden war, zeigt 1881 sein Brief an Friedrich Stoltze: „Hier ist es recht untröstlich. Die Debatten werden namentlich von B. niemals mehr sachlich geführt, sondern bestehen meist aus einer unzusammenhängenden Reihe persönlicher Anschuldigungen. Am letzten Samstag hat B. sich ungescheut als Haupt der Antisemiten entpuppt. Dies wird ohne Zweifel neues Öl ins Feuer gießen.“¹⁰ Bismarck hatte gerade eben im Reichstag mit indirekten und doch unverhohlenen antisemitischen Anspielungen gegen Bamberger und Lasker polemisiert, das Klischee vom jüdischen Einfluss auf die Presse bemüht, an die aufrechten Parlamentarier *christlichen Glau-*



bens appelliert, und doppeldeutige Verdrehungen statt klarer Distanzierung hervorgebracht: „Macht es Jemand Vergnügen, mich als Mitglied der antisemitischen Verbindungen darzustellen, so gönne ich ihm das.“¹¹

Heimat Frankfurt

Weil seine Familie sich dort zuerst nicht hatte niederlassen dürfen, hatte Sonnemann Frankfurt auf beschwerlichen, nicht ganz freiwilligen Fußwegen kennen gelernt. Aber nachtragend war er nicht, die Stadt wurde ihm Heimat, und das auch als Förderer in kaum überschaubarer Vielfalt, als Mitglied, Gründer, Stifter, Ideengeber. Einen eindrucksvollen Überblick geben die „nicht für die große Öffentlichkeit“ gedruckten *Erinnerungsblätter* zu seiner siebzigsten Geburtstagsfeier.¹² Wer hat ihm auf dieser Feier nicht alles gedankt! Das Theater, das städtische Schwimmbad, der seinerzeit weltberühmte Palmengarten, der Kunstgewerbeverein, das Historische und das Polytechnische Museum, der Städel'sche Museumsverein. Für die Stadtbibliothek hatte er die auch heute bedeutende Gustav Freytag-Sammlung angekauft, mit ihren tausenden von

Die *Sonne* war aufgegangen über Frankfurt! Nach 25 Jahren konnte die FZ 1881 auf eine erstaunliche Erfolgsgeschichte zurückblicken. Sie war zu einer einflussreichen Stimme im Kanon der Weltpresse geworden. Das Erinnerungsblatt zeigt Leopold Sonnemann oben in der Mitte, über ihm nur der Erfinder des Buchdrucks Johannes Gutenberg sowie James Watt, dessen Dampfmaschine die Grundlagen des zeitgenössischen modernen Zeitungswesens, Transport, Elektrifizierung und Telegrafie ermöglicht hatte. Weitere Abbildungen zeigen unter anderem die Zeitungsgebäude in der Bornheimer und Große Eschenheimer Straße sowie Sonnemann im Kreis seiner Redaktion.

{ } Anmerkungen in geschweiften Klammern beziehen sich auf die entsprechende Seitenzahl in Heinrich Simon: Leopold Sonnemann. Seine Jugendgeschichte bis zur Entstehung der „Frankfurter Zeitung“. Frankfurter Societäts-Druckerei 1931.

1. Heinrich Simon: Leopold Sonnemann. Rede, gehalten zu seinem hundertsten Geburtstag. In ders.: Arbeit am Tage. Frankfurt 1931, S. 236.

2. Kurt Paupié: Frankfurter Zeitung (1856–1943). In Heinz-Dietrich Fischer (Hg.): Deutsche Zeitungen des 17. bis 20. Jahrhunderts. Pullach 1972, S. 241.

3. Ebenda, S. 244.

4. Sigrid Bauschinger: Else Lasker-Schüler, Heidelberg 1980, S. 87.

5. Geschichte der Frankfurter Zeitung. Frankfurt/M. 1911, S. 152.

6. Ebenda.

7. Klaus Gerteis: Leopold Sonnemann. Ein Beitrag zur Geschichte des demokratischen Nationalstaatsgedankens. Frankfurt/M. 1970, S. 21.

8. In Friedrich Albert Lange, Jedermann Hauseigentümer, Duisburg 1865, S. VII.

9. Zwölf Jahre im Reichstage. Reichstagsreden von Leopold Sonnemann, Frankfurt/M. 1901, S. 11, S. 47.

10. Alfred Estermann: Friedrich Stoltze und Leopold Sonnemann, in: Ich habe mit Frankfurt gelacht und getrauert, Frankfurt/M. 1970, S. 231.

11. Reichskanzler Fürst von Bismarck, Reichstagsprotokolle, 28. Sitzung am Sonnabend den 2. April 1881, S. 711–718, hier S. 712.

12. Hinweise und Zitate in diesem Abschnitt aus: Leopold Sonnemann's siebzigste Geburtstagsfeier. Am 29. Oktober 1901 in Frankfurt a. M. Den Theilnehmern zur freundlichen Erinnerung. Als Manuskript gedruckt, Frankfurt/M. 1901.

13. Kohut: Berühmte israelitische Männer und Frauen, 2, Leipzig 1901, S. 395.

14. AZJ, 12.11.1909.

15. Leopold Sonnemann's siebzigste Geburtstagsfeier, S. 16.

Flugschriften des 15. bis 17. Jahrhunderts, Einblattdrucken und zahlreichen Buchraritäten. Die Rothschild-Bibliothek, die Lesehalle und der Arbeiterbildungsverein waren ihm verpflichtet, die Deutsche Volkspartei widmete ihm eine Festgabe mit seinen Reichstagsreden.

Auch auf einem ganz anderen Feld wurde sein Engagement offensichtlich. Sonnemanns reges Interesse galt dem technischen Fortschritt und damit auch den diversen Frankfurter naturwissenschaftlichen und technischen Gesellschaften. Sie erinnerten auch an die *Elektrotechnische Ausstellung* 1891, die ganz und gar sein Kind gewesen war. Sie hatte er nicht nur initiiert und gefördert, sondern hatte aktiv daran mitgewirkt, war dabei mit Koryphäen wie Helmholtz, Siemens und Thompson zusammengetroffen.

Mit einer Mischung aus launigem Selbstbewusstsein und einiger Bescheidenheit antwortete Sonnemann damals den Gratulanten. „Meine Absicht war, mich an diesem Tage mit meiner Familie in irgendeinen stillen Winkel zurückzuziehen ... Ich habe also diese große Ehrung nicht gesucht. Ich habe sie aber auch in dieser Ausdehnung nicht verdient.“ Manchen Dank wies er zurück mit dem Hinweis, auf dem entsprechenden Feld nichts besonderes geleistet zu haben. Und ausgerechnet die Korrektoren seiner Societätsdruckerei brachten es fertig, ein künstlerisch gestaltetes Schriftblatt mit einem Druckfehler zu überreichen. Aber die „Glückünsche“, ohne „w“, erklärte man bei der Überreichung findig: „aus Sonnemann's künftigem Lebensweg sei jedes Weh gestrichen!“

Als Mitglied zählten ihn schließlich der Schützenverein, die *Loge zur aufgehenden Morgenröte* und der exklusive *Frankfurter Klub*, dem auch Charles Hallgarten angehörte. Beide gehörten derselben Generation an, und hatten, als Frankfurter Mäzene und Sozialreformer, sicher vieles gemeinsam. Während aber Hallgarten sich etwa im *Verein zur Abwehr des Antisemitismus*, im *Hilfsverein der deutschen Juden* und in der *Alliance Israélite Universelle* engagierte, scheint Sonnemann mit jüdischen Organisationen nicht mehr in besonderer Beziehung gestanden zu haben. Die Frankfurter Gemeinde gratulierte schriftlich, ebenso die Höchberger, die Gemeinde seines Geburtsortes.

Jedenfalls kam Frankfurt aus dem Feiern Sonnemanns gar nicht mehr heraus. Der öffentlichen Feier im Hoch'schen Konservatorium folgte abends

ein fröhliches Festmahl. Und zwei Tage später, am 31.10., gab es noch einen sogenannten *Bürgerkomers* ihm zu Ehren. Und nicht weniger als ein halbes Tausend Glückwunschtelegramme traf ein.

Nachwirkung und wie es weiterging

Trotz seiner imposanten Lebensleistung ist Sonnemann heute vergessen. Für die Zeit vor der Jahrhundertwende urteilte Adolph Kohut: „1856 rief er dieses geschickt, gewandt und konsequent redigierte Journalunternehmen ins Leben und hat dadurch fast ein halbes Jahrhundert lang unendlich viel für Aufklärung und Bildung gethan. Speziell das Feuilleton zählt die hervorragendsten Schriftsteller der Zeit zu seinen Mitarbeitern.“¹³ In der Tat, zu jeder Zeit waren es die bedeutenden Autoren, die für die Zeitung schrieben, im 20. Jahrhundert etwa Theodor W. Adorno, Walter Benjamin, Heinrich und Thomas Mann, Bertolt Brecht, Alfred Döblin, Siegfried Kracauer. Die *Allgemeine Zeitung des Judentums* erinnerte nach seinem Tod daran, dass er das Grab seiner Eltern im Geburtsort Höchberg bei Würzburg in Ehren gehalten hatte. Für den Musikunterricht der dortigen jüdischen Fortbildungsschule für Lehrer hatte er die Klaviere gestiftet, und schickte eine jährliche Unterstützung. „Leopold Sonnemann war in religiöser Beziehung freier Gesinnung wie auch in seiner politischen Denkungsart, doch ein guter Jude ist er in seinem Herzen stets geblieben. Die ‚Frankfurter Zeitung‘ führt deshalb auch heute noch den Schimpfnamen ‚Judenblatt‘, was für sie gewiß nur ein Ehrentitel sein kann.“¹⁴ Hitler hatte im Pamphlet *Mein Kampf* die Zeitung heftig angegriffen. Dennoch erschien sie bis 1943, Goebbels nutzte ihren legendären Ruf als Mittel der Auslandspropaganda. Aber da war das Blatt längst nur noch ein Schatten seiner selbst. Die Redaktion ausgewechselt, die Enkel Sonnemanns, Heinrich und Kurt Simon enteignet, aus der Verlagsleitung und aus Deutschland vertrieben. „Siebzig Jahre zählen im Leben eines Journalisten und Verlegers doppelt, sie sind *Kriegsjahre*“ hatte Max Jänecke als Repräsentant des *Vereins Deutscher Zeitungsverleger* Sonnemann zugerufen.¹⁵ Einfach hat er es sich wahrlich nicht gemacht, der streitbare Politiker und Intimfeind Bismarcks. Leopold Sonnemann hat vor 150 Jahren ein Unternehmen begonnen, das bis heute nachwirkt: in der *Frankfurter Societät* und der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*.

Buchgestöber I

Waldheim

Am Beispiel fiktionaler und journalistischer Texte von und um Robert Schindel (geb. 1944), Robert Menasse (geb. 1954) und Doron Rabinovici (geb. 1961) analysiert Matthias Beilein die Wirkung der Waldheim-Affäre auf die Literatur Österreichs, undgeht der Frage nach, wie politisch-gesellschaftliche Umbrüche das Schreiben und das öffentliche Auftreten von Intellektuellen dauerhaft beeinflussen. Das Leben der Juden in Österreich sei allerdings – so Beilein – nur eines unter vielen Themen



Matthias Beilein: 86 und die Folgen. Robert Schindel, Robert Menasse und Doron Rabinovici im literarischen Feld Österreichs. Berlin: Erich Schmidt 2008.

386 Seiten. 49,80 Euro.

ISBN 978-3-503-09855-2.

der drei Autoren – im Gegensatz zu jüdischen Schriftstellern in Deutschland, die sich vor allem mit dem Verhältnis von Juden und Deutschen beschäftigten. Nicht die Erinnerung, sondern die Auseinandersetzung mit der politischen Gegenwart sei „zentrales und verbindendes Thema“ sowohl fiktionaler als auch nichtfiktionaler Texte von Menasse, Schindel und Rabinovici. Einen weiteren Unterschied zu deutsch-jüdischen Autoren sieht Beilein in der sehr differenzierten, sogar gegensätzlichen Wahrnehmung der eigenen Jüdischkeit und deren Bedeutung für das literarische Werk der Wiener Autoren. Die überarbeitete Dissertation wird von einer detaillierten und gut strukturierten Bibliographie der primären und sekundären Literatur ergänzt.

Beata Mache

Wahlverwandtschaft, Zwangsbekannschaft?

Ein Vorsänger der jüdischen Gemeinde kämpft um seinen Arbeitsplatz, um die Aufenthaltsberechtigung nicht zu verlieren. Ein Ehepaar wird verdächtigt, unter falschem Namen ein illegales Gasthaus zu betreiben. An Einzelschicksalen führt Susanne Bennewitz den Leser in das Leben der Basler Juden im frühen 19. Jahrhundert ein. Durch die Zuwanderung französischer Juden nach der Revolution 1798 etablierte sich zum ersten Mal seit der Vertreibung aus Basel im Mittelalter wieder jüdisches Leben in der Stadt, wo die Autorin 2005 im Fach



Moses Nordmann
(1809–1889), Basler Rabbiner

Jüdische Studien promovierte. Ihre Dissertation geht der Frage nach, wie sich die französische Auslandsgemeinde in Basel integrierte, denn die Basler Geschichte scheint „widersinnig“. Warum denn blieben Juden an einem Ort der Diskriminierung, obwohl sie Heimatrecht in Frankreich hatten? Wie war das Zusammenleben zwischen der jüdischen Minderheit und der Basler Bevölkerung trotz der Ausgrenzung möglich?

Um diese Fragen zu beantworten, beschreibt die Verfasserin einzelne Schicksale und bietet einen spannenden Einblick in den Alltag der Basler Gemeinde. So schildert sie einen Streit unter Nachbarn um den Besitz eines zugeflogenen Distelfinken und zitiert Quellen zu unterschiedlichsten Ereignissen, wie Unterlagen aus dem Basler Gerichtsarchiv über eine Schlägerei zwischen Christen und Juden auf dem Weg zwischen Basel und Liestal oder den Zeitungsbericht zur Einweihung der Synagoge im Jahr 1850. Rabbiner Nordmann fasste 1872 seine Auseinandersetzung mit dem christlichen Prediger



Susanne Bennewitz: Basler Juden – französische Bürger. Migration und Alltag einer jüdischen Gemeinde im frühen 19.

Jahrhundert. Basel: Schwabe 2008.

434 Seiten. 40,50 Euro.

ISBN 978-3-7965-2312.

Linder in Verse: *Könnte ich bei dem mich sicher denken, / Der mein Haus in Feuer will versenken?* Ob der Streit um den Distelfinken – ein christliches Symbol für die Passion Christi und in früheren Zeiten ein Talisman gegen die Pest – symbolisch zu sehen ist, bleibt hier ungeklärt.

Auch wenn Susanne Bennewitz auf ihre Ausgangsfrage erst am Ende des Textes noch einmal kurz eingeht und es offen bleibt, wie sich die Gemeinde allen Schwierigkeiten zum Trotz etablieren konnte, so entwirft ihr Werk doch ein geistreich und fesselnd geschriebenes, lebendiges Bild des jüdischen Lebens in Basel. Laura Stankjawitschjute

לשנה

טובה

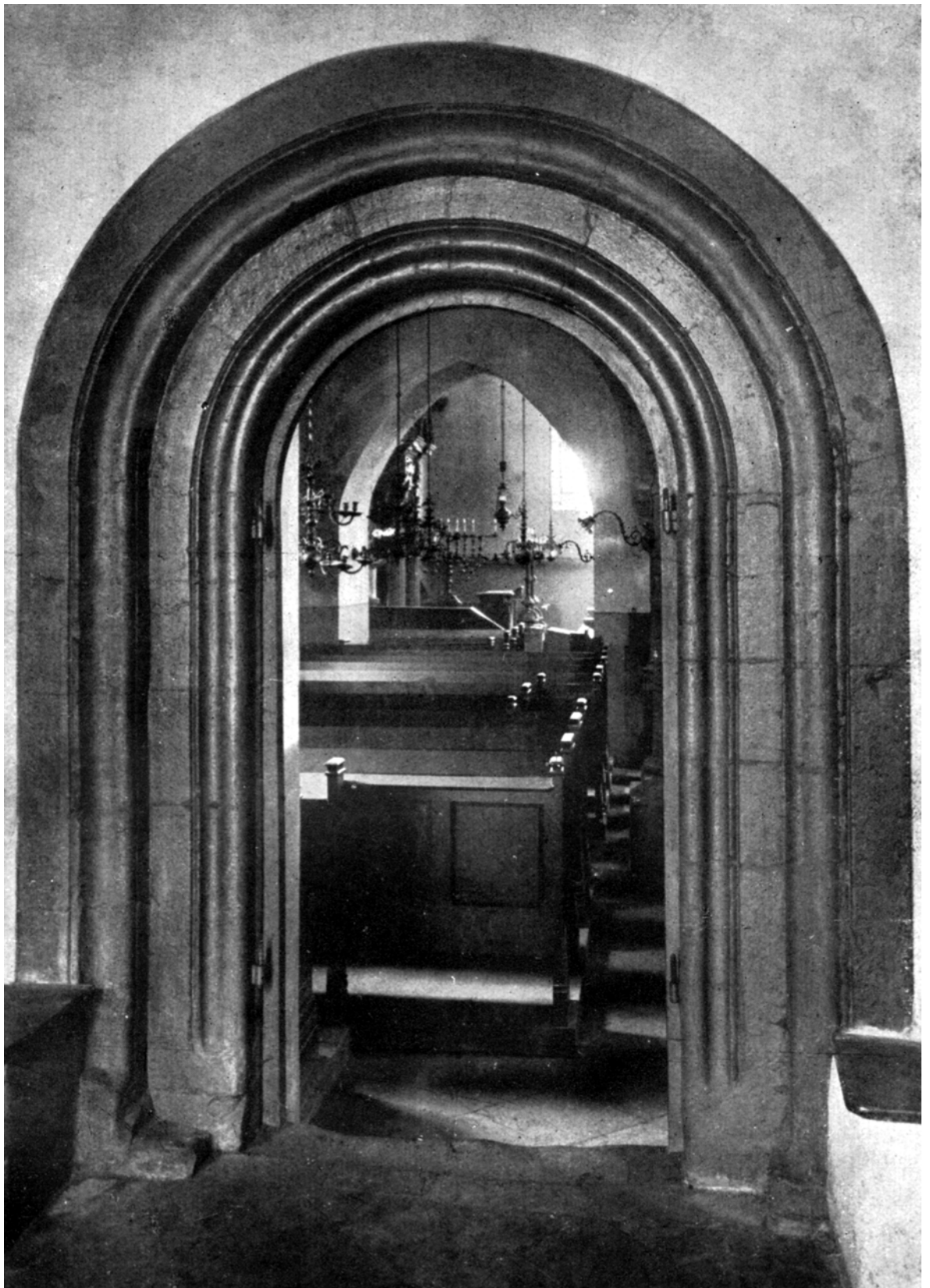
תכתבו

ותחתמו

wünschen wir
zum neuen Jahr

5770

Portal
Frauen-
synagoge
Worms
1214



Me'ir ben Joel der Kohen, der gemeinsam mit Frau Judith im Jahr 4974, d.i. 1213/14, die Synagoge für die „frommen Frauen, die auf Gott und seine Güte vertrauen“, in Worms gestiftet hat, darf auch auf seiner Ruhestätte an dieses Werk erinnern und dort mit ihm erinnert werden. Bildnisse von Königinnen und Kaisern tragen die von ihnen gestifteten Bauwerke en miniature in den Händen; jener Vorsteher der „heiligen Gemeinde Worms“ ruht seit 1224 unter einer Miniaturversion des spätromanischen Portals der „Frauensynagoge“, die zehn Jahre zuvor den Synagogenbau erweitert hatte.

Sein geradezu architektonisch ausgearbeitetes, beschädigtes Grabmal, nicht höher als 98 cm, nicht

breiter als 50 cm, ist einzigartig. So muss es auch sein, denn es will an das Portal der Stiftung erinnern. Die Inschrift verzichtet auf Lob und lautet: „Dies ist der Stein, aufgestellt zu Häupten des Herrn Me'ir, Sohn des Herrn Joel, Kohen, Vorsteher, verschieden am 2. Kislew 985 der Zählung, der in hohem Alter zu Grabe kam. Und jeder, der vorübergeht, spreche: ‚Seine Seele sei aufbewahrt im Bündel des Lebens‘“. Mehr bedarf es nicht. Der Stein ist die Ehrung durch Familie und Gemeinde – ein Ausdruck der Verbundenheit von Synagoge und Friedhof wie des Begehrens von Schönheit, Lebendigkeit und Dauer des Gedenkens. *mb*



Grabstein
Meir bar Joel
haKohen
1224

Die soeben geglückte Identifizierung von Inschrift, Grab, Portal und Gedenkinschrift der Frauensynagoge wird in Kürze, entfaltet und belegt, erscheinen in einem Aufsatz von Michael Brocke: „Pflanzstätte von Märtyrern‘ und Stiftern. Ein jüdisches Priestergeschlecht des mittelalterlichen Worms“, in der Wissenschaftlichen Zeitschrift des Altertumsvereins Worms, „Der Wormsgau“, Band 27, 2009 (Stadtarchiv Worms, Raschi-Haus, Hintere Judengasse, 67547 Worms). Band 26 (2008) von „Der Wormsgau“ enthält zwei wichtige Aufsätze zur Wormser jüdischen Geschichte: Lucia Raspe: „Eine Zierde des Museums‘: Über zwei verschollene Handschriften aus dem jüdischen Worms“; und Ursula Reuter: „Die Wormser Judentum im Dreißigjährigen Krieg“.

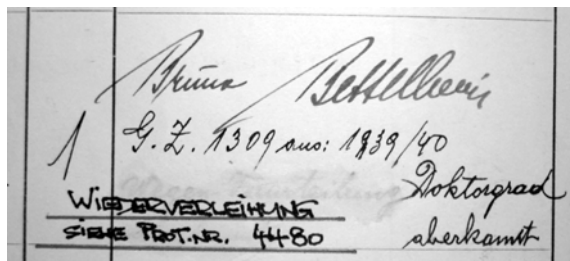
Buchgestöber II

Entrechtet

Soeben online erschienen ist das *Gedenkbuch für die Opfer des Nationalsozialismus an der Universität Wien 1938*. Es erinnert an Lehrende, Studierende und Mitarbeiter, die wegen ihrer jüdischen Herkunft oder aus politischen Gründen vertrieben, verfolgt und ermordet wurden. Das Gedenkbuch kennt mehr als 2200 Namen, unter ihnen 1770 Studierende, 234 Personen, denen der akademische Grad aberkannt wurde und 200 vertriebene ProfessorInnen und DozentInnen. Kurzbiografien berichten über ihr Schicksal. Die Webseite ist als Datenbank organisiert, so dass gezielt etwa nach Name, Geburtsdatum oder Fakultät gesucht werden kann. Die Biografien enthalten neben der Personengeschichte Informationen wie Promotionsjahr, die Aberkennung von akademischen Titeln, zum Teil Porträts sowie Abbildungen von Dokumenten. All



Aberkannt und Wiederverliehen: Promotionseintrag von Bruno Bettelheim



das lässt sich auch mittels Volltextsuche recherchieren. Das Projekt ist nicht abgeschlossen. Heute noch nicht bekannte Betroffene sollen auch in Zukunft hinzugefügt werden. Hinweise dazu, so die Projektleiter, sind willkommen. Neben der Webseite (<http://gedenkbuch.univie.ac.at>) gibt es ein handgeschriebenes Gedenkbuch, das alle Namen enthält. Es wird im Denkmal *Marpe Lanefesch*, dem ehemaligen jüdischen Bethaus des *Allgemeinen Krankenhauses* am Campus der Universität Wien (Hof 6) aufbewahrt. kk/hl

Ihr Ziel war Kuba

Mit 937 Passagieren an Bord verließ im Mai 1939 das Auswandererschiff MS Saint Louis Hamburg. Unter ihnen die Familie Joseph: Brigitte, geboren am 21. Dezember 1930 in Berlin, und ihre Eltern Benno und Herta. Das Schiff erreichte den Hafen von Havanna. Doch obwohl die jüdischen Flüchtlinge gültige Visa besaßen, die Rettung zum Greifen nah war, lehnte Kuba ihre Aufnahme ab. Nach tagelangen nervenaufreibenden Verhandlungen muss-



te das Schiff wieder auslaufen. Der Kapitän, um das Schicksal seiner Passagiere bemüht, nahm Kurs auf Amerika. Doch auch dort wurden die Flüchtlinge nicht an Land gelassen. Die Rückkehr nach Europa war nun unvermeidlich. Im Juni erreichte die Saint Louis den französischen Hafen von Boulogne, 214 Passagiere, auch die Josephs, verließen dort das Schiff. In Antwerpen schließlich endete die Irrfahrt, die verbliebenen Passagiere flüchteten nach Belgien, England oder Holland. Der Weg der Josephs führte zunächst nach Le Mans in Nordfrankreich und später in die unbesetzte Zone, wo sie im Departement Lot-et-Garonne lebten. Bis zum 26. August 1942: An diesem Tag wurden 6.000 ausländische Juden, darunter ca. 500 Kinder festgenommen. Die Familie Joseph deportierte man am 9. September 1942 von Drancy mit dem Transport Nr. 30 nach Auschwitz. Nur Benno überlebte.

Über 11.400 jüdische Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren, darunter 800 Kinder deutscher und österreichischer Herkunft, sind zwischen 1942 und 1944 aus Frankreich in die Vernichtungslager im Osten deportiert worden. Nur als Nummer in den Transportlisten registriert, hat man sie in Auschwitz und anderen Vernichtungslagern ermordet. Nach jahrzehntelangen Nachforschungen ist es



Beate und Serge Klarsfeld: Endstation Auschwitz. Die Deportation deutscher und österreichischer jüdischer Kinder aus Frankreich. Ein Erinnerungsbuch. Köln u.a.: Böhlau 2008. 187 Seiten. 17,90 Euro. ISBN 978-3-412-20156-2.

Beate und Serge Klarsfeld gelungen, die Lebensdaten dieser Kinder zu ermitteln, ihnen Namen, Gesichter und auch eine kleine Biografie zu geben. *200 jüdische Kinder – 200 viel zu kurze Leben* stellen sie in ihrem Buch vor. Brigitte Joseph ist eins davon. kk

Mitteilungen

Deutsch-Jüdische Publizistik

Vom Forschungsministerium NRW gefördert, hat ein Team des Duisburger Instituts für Sprach- und Sozialforschung und des Steinheim-Instituts den deutsch-jüdischen Diskurs im 19. Jahrhundert zu *Staat, Nation, Gesellschaft* untersucht. Die Analyse zeigt, wie intensiv die deutschen Juden immer wieder durch Beiträge zu einem breiten Spektrum gesellschaftspolitischer Themen sich in die deutsche Gesellschaft einzubringen versuchten, sich gegen die Fundamentalismen ihrer Zeit wandten und die ihre Visionen einer gerechten Gesellschaft entgegengesetzt haben.

Das Projekt und seine Ergebnisse bilden die Grundlage des Vorhabens, wichtige Werke aus diesem Diskurs neu herauszugeben. Diese auch drucktechnisch neue Edition macht die Impulse, die von der jüdischen Publizistik in sozioethischer Hinsicht ausgingen, für die Gegenwart fruchtbar. Damit will sie auch zu einem erneuerten Verhältnis zwischen Juden und Nichtjuden im demokratischen Deutschland beitragen.

Als Auftakt erschien soeben der Bericht zum Forschungsprojekt unter dem Titel *Visionen der gerechten Gesellschaft*. Die darin entfaltete Analyse von 272 Schriften führt dem Leser die thematische

Bandbreite und die Schwerpunkte des Diskurses vor Augen. Als Hauptthemen, die seinerzeit die Autoren bewegten, erweisen sich Fragen der jüdischen Ethik, des Rechts, der Akkulturation, des Antisemi-



Visionen der gerechten Gesellschaft – Der Diskurs der Deutsch-Jüdischen Publizistik im 19. Jahrhundert, Hg. Michael Brocke, Margarete Jäger, Siegfried Jäger, Jobst Paul, Iris Tonks. Köln: Böhlau 2009. 200 Seiten. ISBN 978-3-412-20315-3. 24,90 Euro.

tismus, nicht zuletzt auch die Auseinandersetzung über das Verhältnis von Judentum und Christentum. Letztlich zielten die Texte auf die Gestaltung der Zivilgesellschaft und der gesellschaftlichen Institutionen. Der Verlauf der Arbeiten hat ein im Buch dokumentiertes Archiv von über zweitausend Texten entstehen lassen, hervorragende Grundlage der fortschreitenden Neu-Edition. *red*

**Kalonymos wird gefördert
vom Bundesministerium des Innern**

IMPRESSUM

Herausgeber

Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte
an der Universität Duisburg-Essen, Campus Duisburg

ISSN 1436-1213

Redaktion

Prof. Dr. Michael Brocke (V.i.S.d.P.)
Dipl.-Soz.-Wiss. Harald Lordick sowie Karina Küser, Ann-Kathrin
Heidenreich und Laura Stankjawijschjute (Assistenz)

Layout Harald Lordick

Postanschrift der Redaktion

Geibelstraße 41
47057 Duisburg

Telefon +49(0)203-370071

Fax +49(0)203-373380

E-Mail kalonymos@steinheim-institut.org

Internet www.steinheim-institut.de

Druck Brendow Printmedien, 47443 Moers

Versand

Vierteljährlich im Postzeitungsdienst, kostenlos

Spendenkonto

Kt.-Nr. 238 000 343, Stadtparkasse Duisburg, BLZ 350 500 00

Universal-Kirchenzeitung

Aber auch die Zahl der Netzpublikationen aus diesem Projekt nimmt zu. Soeben online publiziert Steinheim-Mitarbeiterin Beata Mache 15 Nummern der 1837 in Frankfurt am Main erschienenen interkonfessionellen *Unparteiischen Universal-Kirchenzeitung für die Geistlichkeit und die gebildete Weltklasse des protestantischen, katholischen, und israelitischen Deutschlands* (www.deutsch-juedische-publizistik.de). Redakteure für die „israelitische Abteilung“ waren seinerzeit Dr. Michael Heß und Dr. Isaak Markus Jost. Zu den Mitarbeitern und Korrespondenten zählten Gelehrte und Rabbiner mit noch heute klingenden Namen wie Salomon L. Steinheim, Salomon Formstecher, Michael Sachs, Julius Fürst, Ludwig Philippsohn und Abraham Geiger.

Programm des einzigartigen ökumenischen Unternehmens war „diejenigen Leistungen der einzelnen Kirchen, welche durchschnittlich nur den Mitgliedern der eigenen Confession, und oft auch nur einer Partei derselben, bekannt werden, zu verallgemeinern, so daß eine Verständigung über so viel Unbekanntes und irrig Aufgefaßtes herbeigeführt wird, wie solche bisher oft durch Zersplitterung



der Besprechungen, gar nicht möglich war.“ Die Pioniertat brachte zwei Ausgaben pro Woche heraus, wurde aber nach nur einem Jahr von der Zensur verboten. Von den insgesamt 104 Ausgaben können nun die ersten fünfzehn Volltexte online gelesen und durchsucht werden. Weitere erscheinen in rascher Folge.

red

Stolpersteine

Am 4. September 2009 verlegte der Kölner Künstler Gunter Demnig „Stolpersteine“ an der Universität Duisburg-Essen. Der Campus Essen liegt in einem Gebiet, das im 19. und 20. Jahrhundert zum ehemaligen Arbeits- und Industrieviertel Segeroth gehörte. In der heute nicht mehr existierenden Maschinenstrasse 19 lebte die jüdische Familie Mosbach, Moritz, seine Ehefrau Sophie und ihr gemeinsamer Sohn Kurt sowie seine Brüder Hermann und Isaak. Alexander und Maximilian, die beiden anderen Brüder, waren 1914 und 1918 gefallen. Ursprünglich aus Werden zogen sie später nach Segeroth, Hermann und Isaak unterhielten einen Fischhandel, Moritz war Kaufmann und Vertreter für Schmuck. Während der NS-Zeit wurde das Haus zum sogenannten ‚Judenhaus‘ erklärt. Die Mosbachs, vorher alleinige Eigentümer, mussten sich nun ihre Bleibe mit mehreren jüdischen Familien teilen. 21 Stolpersteine erinnern an diese Hausbewohner. Moritz, Sophie und Kurt wurden 1941 nach Minsk deportiert und dort ermordet. Isaak starb noch in den 30er Jahren. Nur Hermann überlebte den Holocaust. Ewald Herz und die Familien Waag, Hünerberg, Steinberg, Levisohn, Jena und Cahn wurden 1943 in Auschwitz, Izbica und Mauthausen ermordet. Die Maschinenstrasse verlief mitten über den heutigen Campus, die Stolpersteine sind in der Nähe der Mensa und des Gebäudes T01 zu finden.

kk

Alter Friedhof – mittelalterlich

Der 1625 erstmals erwähnte jüdische Friedhof in Rütten, der noch heute einzelne Grabsteine aus dem 17. Jahrhundert birgt, ist der älteste erhaltene des südlichen Westfalens. Auch seine besondere topografische Lage im Stadtgraben, dem sogenannten „Judenhagen“, deutet auf sein hohes Alter und lässt seine Entstehung schon im ausgehenden Mittelalter vermuten. Die Erforschung dieses Friedhofs (Kalonymos 2008. 4) mit rund achtzig Grabsteinen (einschließlich der vier der Nachbargemeinde Oesterei-

den) steht vor ihrem Abschluss. Die Ergebnisse werden am 5. November 2009 in einer Veranstaltung der VHS Möhne-Lippe im Alten Rathaus der Stadt Rütten vorgestellt; am 6. November folgt eine Führung über den Friedhof, bei der die Erkenntnisse vor Ort erläutert werden.

nh

Budapest und Duisburg

Das Steinheim-Institut gratuliert: Unser langjähriger, international beachtet forschender Mitarbeiter und auch reger Kalonymos-Autor Carsten Wilke geht nach Budapest. Die englischsprachige Grauiertenhochschule *Central European University* hat ihn zum *Professor in Jewish Thought and Culture* berufen. Carsten Wilke hat soeben in Portugal sein zunächst französisch erschienenes Buch *História dos Judeus Portugueses* publiziert.

Gewinnen konnten und willkommen heißen dürfen wir Dr. Wolfgang Treue, bisher Mitarbeiter des alteingesessenen DFG-Projekts *Germania Judaica IV* an der Universität Düsseldorf. Er hat 2009 den zweiten Band des *Historisch-topographischen Handbuchs zur Geschichte der Juden im Alten Reich. Teil IV (1520–1650), Landgrafschaft Hessen-Marburg* veröffentlicht. Wolfgang Treue bringt nun das von Carsten Wilke initiierte DFG-Projekt zur *Alliance israelite universelle in Deutschland* (Kalonymos 2008. 4) am Steinheim-Institut zum Abschluss. Wir wünschen beiden Kollegen Erfolg! red

Cross Media Publishing

Erfolgreich absolviert hat Laura Dora Stankjawschjute M.A. ihr dreimonatiges Praktikum im Steinheim-Institut. Sie hat im Rahmen ihrer Fortbildung im Bereich *Cross Media Publishing* insbesondere in der Kalonymos-Redaktion und an online-Projekten mitgewirkt. Auf dem Programm stand die Einführung in den modernen Redaktionsalltag, Lektorat, das internationale Adressmanagement unserer weltweit verbreiteten Zeitschrift, das Arbeiten mit Layout und Satzprogrammen sowie Content-Management-Systemen. Dabei konnte sich Frau Stankjawschjute mit ihrem Heidelberger Abschluss als Judaistin hervorragend auch inhaltlich und mehrsprachig in unsere Projekte einbringen, mit ihrer Kenntnis der jüdischen Geschichte Osteuropas, mit fortgeschrittenen Inhalts- und Bildrecherchen, mit Texten für Kalonymos und unsere Webseiten sowie der Dokumentation unserer Webtechnik.

hl

Riwka Tochter des Kalonymos aus Mainz

Ein zweimal verschwundener Grabstein

Was befördern Ausgräber in diesen Monaten nicht alles ans Licht! Unberührte Grabjuwelen eines seit dreitausend Jahren vergessenen Königreichs im Norden Syriens, den edlen Pferdekopf der zweitausend Jahre alten Reiterstatue eines römischen Kaisers bei Wetzlar, angelsächsisches Gold in Staffordshire. Jüdische Archäologie in Deutschland hingegen reicht bislang nicht über ein Jahrtausend zurück, und was fördert sie aus dem 10./11. Jahrhundert zutage? Die eher unscheinbaren Hinterlassenschaften eines „Volkes des Buchs“ – Texte, steinerne Nachrufe, Namen.

Vor zwei Jahren stieß man bei Ausschachtarbeiten in Mainz auf 24 Grabsteine und -fragmente, die ältesten aus dem Jahr 4846 (1085/86). Eine nicht allzu überraschende Entdeckung, denn man fand sie unmittelbar neben dem Gelände des alten jüdischen Friedhofs. Nicht „neben“, sondern, wie sich herausstellte, „auf“ dem Teil des alten Friedhofs selbst, der 1432 nach der Vertreibung der Juden von der Stadt als Weinberg verpachtet, ihnen aber nach ihrer Rückkehr 1445 nicht zurückgegeben wurde. Auf den rund 9.000 m² war 1952 eine Landwirtschaftsschule errichtet worden, die nun Platz für Stadtvillen machen sollte.

Nach dem Fund der Steine wie auch zweier intakter Gräber wurde ein Baustopp verhängt, die Steine gesichert und in ein Depot des Landesdenkmalamtes geschafft. Die Baugrube wurde wieder zugeschüttet und der Großteil des Geländes von der Stadt zurückgekauft; es wird vermutlich dem Friedhof wieder eingegliedert werden. Denn es kamen nicht nur verstreute Steine, sondern auch zwei unberührte Gräber ans Licht. Einem davon konnte haargenau passend einer der neu gefundenen Steine zugeordnet werden. Kein römisches Grab also, sondern ein jüdisches des 11. Jh.

Als nach Entdeckung der Gräber und Grabmale auch die Professoren Andreas Lehnardt, Mainz, und Michael Brocke, S. L. Steinheim-Institut, gemeinsam mit Vertretern der Jüdischen Gemeinde und der Stadt Mainz zur Baustelle gerufen und um eine erste Einschätzung der Funde gebeten wurden, hatten sie ihre Kameras dabei. Als Gedächtnisstütze gedacht, sollten die Schnappschüsse einen Überblick festhalten, einen denkwürdigen Augenblick



im Angesicht einer tausendjährigen wiedergewonnenen Begräbnisstätte.

Einer der Grabsteine erregte besonderes Interesse, war darauf doch der Name Kalonymos zu lesen. Gehörte er vielleicht einem Mitglied des ehrwürdigen Geschlechts der Kalonymiden, einer verzweigten Familie, die über Jahrhunderte das politische, kulturelle und geistige Leben der ersten Juden in Aschenas geprägt hat – und Begründer der Gemeinde Mainz im 10. Jahrhundert.

Die Grabsteine wurden in das Depot des Landesdenkmalamtes gebracht und sollten dort professionell fotografiert werden. Doch – ein Stein fehlte. Nicht irgendeiner – nein, ausgerechnet der jener berühmtesten Mainzer Familie war, blieb und bleibt spurlos verschwunden. Alles Suchen und Befragen ohne Ergebnis. Einziges Zeugnis der Existenz dieses Grabsteins sind heute die Schnappschüsse der beiden Judaisten.

Wurde der Stein von der Baustelle gestohlen? Unwahrscheinlich, denn man hätte dazu einen Kran und einen Lkw gebraucht. Auch eingehende Kenntnisse der Mainzer jüdischen Geschichte und der hebräischen Epigrafik, um die Bedeutung gerade dieses, zudem beschädigten Denkmals zu erkennen. Trophäenjäger, die den Aufwand nicht scheuten, einen schweren Stein von der bewachten Baustelle zu stehlen, hätten sich kaum diesen ausgesucht. Wahrscheinlich ist der Stein in die Grube gerutscht, im sandigen Hang halb versunken, und von der Neuaufschüttung des Geländes wieder be-

graben worden, sei es versehentlich oder mit Absicht.

Die Erstdokumentation des Steins muss also anhand der Schnappschüsse erfolgen, die zunächst nur eine teilweise Lesung erlaubten. Eine gründliche Untersuchung und Einordnung erfordert den Vergleich mit den bekannten Mainzer Grabsteinen. Seit Jahrhunderten werden hier immer wieder mittelalterliche Denkmale gefunden, sei es in den angrenzenden Gärten, sei es als Raubgut verwendet in Bauwerken, die nach der Vertreibung im 15. Jh. errichtet wurden. 1926 legte die Gemeinde, angrenzend an den nördlich noch bestehenden Rest des mittelalterlichen Friedhofs und an den darunter im 18. Jahrhundert angelegten neuen Friedhof, einen so genannten Denkmalfriedhof an. Auch er befindet sich wahrscheinlich auf dem einstigen Friedhofsgelände. In lockerer Folge, einen Rundgang bil-

Der Grabstein
auf der Karteikarte von
Eugen Ludwig Rapp



dend, stehen dort die meisten der bis dahin aufgefundenen mittelalterlichen Grabsteine.

In der Nachkriegszeit war es dem Interesse des Theologen und Orientalisten Eugen Ludwig Rapp (1904–1977) zu verdanken, dass die Steine nicht wieder in Vergessenheit gerieten. In einer Kartei sammelte er die einzelnen Inschriften und ließ jeden Stein fotografieren. 1952 berichtet er über Grabsteinfunde beim Bau der Landwirtschaftsschule – doch hat man dem Gelehrten offensichtlich einige Entdeckungen verheimlicht, hat da, wo solche Steine auftauchten, diese zerschlagen und sie unter dem Betonfundament der Schule wieder verschwinden lassen. Wie sonst erklären sich die Betonreste an relativ frischen Bruchstellen einiger der nun gefundenen Steine?

Neben den früheren Veröffentlichungen (Salfeld, Levi, Avneri) dient auch die Rapp'sche Kartei

als Grundlage für die Bearbeitung der Neufunde. Verschaffen wir uns aber den Überblick über die von Rapp verzeichneten Steine, so erwartet uns eine Überraschung: Unter den über 200 Grabsteinen ist der jetzt verschwundene Stein die Nummer 158! Wie ist es möglich, dass von 24 Funden 2007 einer in der Kartei des vor über 30 Jahren gestorbenen Eugen L. Rapp gelangt ist? Er hat keine näheren Angaben zu Fundzeit und -ort hinterlassen.¹ Auf dem Foto der Kartei sieht man im Hintergrund eine Backsteinmauer und Sand- oder Erdhügel; vor dem Grabstein liegt oder steht ein weiterer großer Stein, der den Blick auf den unteren Teil unseres Steins verdeckt – die Baustelle von 1952?

Die Liste zum Aufbewahrungsort derjenigen Steine, die nicht auf dem „Denkmalfriedhof“ aufgestellt wurden, enthält Nummer 158 als „Fragment“ unter denjenigen Stücken, die im Altertums-museum Mainz lagern sollten. Dieses Museum entstand aus einer Sammlung römischer Funde. Es schloss sich 1967 mit der Mainzer Gemäldesammlung zum „Mittelrheinischen Landesmuseum Mainz“ zusammen und wurde 1986 in „Landesmuseum Mainz“ umbenannt. Hier ist übrigens der Grabstein des 1049 gestorbenen Jehuda, Sohn des Schne'ur, zu sehen, der älteste erhaltene jüdische Grabstein Mitteleuropas.

Hätte unser Stein seinen Weg in die Sammlung des Landesmuseums gefunden – der Aufbewahrungsort wäre seiner würdig gewesen. Doch hätte dies bedeutet, dass er, nachdem ihn Rapp am Fundort fotografiert hatte, ins Museum transportiert worden wäre... So aber ist der Grabstein zwar fotografiert, nicht jedoch geborgen, sondern unter dem Betonfundament der Schule vergraben und verborgen worden. Heute fehlt der Inschrift der rechte Rand mit Textverlust, und auch das Schriftfeld weist eine deutliche Einkerbung auf, Beschädigungen, die nicht den Eindruck machen, als seien sie erst im August 2007 entstanden. Auch weitere Steine zeigen Spuren der damaligen Bauarbeiten. Man ging 1952 nicht gerade behutsam mit diesem so bedeutenden wie damals unerwünschten jüdischen Kulturerbe der Stadt Mainz um. Nun ist der Stein erneut begraben. Bis zur nächsten Entdeckung.

Mögen die so exklusiv nach römischen Resten begierigen Mainzer heute für einmal das Nachsehen haben. Denn die Totenruhe will gewahrt und die beiden Grabstätten wollen unangetastet blei-

ben. So verbietet sich heute gezielte Suche nach einem zweimal „zufällig“ gefundenen Stein auf diesem mittelalterlichen Friedhof.

Wenden wir uns dem Stein selbst zu. Die Inschrift besteht aus einer Einleitung, dem Namen *Riwka (bat) Kalonymos* und zwei Epitheta. blieb die Inschrift unvollständig? Oder verzichtete sie bewusst auf weitere Angaben? Sie füllt nur 2 ½ der mindestens acht vorgezeichneten Zeilen. Auch auf anderen Mainzer Steinen, vor allem denen des 12. Jahrhunderts, kann man wie hier noch Hilfslinien erkennen. Am ehesten lässt sich die Gestaltung dieses Steins mit dem ebenfalls 1952 gefundenen Grabstein für den 1094/95 gestorbenen großen Dichter R. Meschullam ben Mosche ben Itiel vergleichen: auch ein großer, querechteckiger Stein mit geradem Abschluss, vertieftem Schriftfeld und Zeilenlinien, jedoch nur für die ersten beiden der insgesamt 6 ½ Zeilen umfassenden Inschrift.

Die Inschrift setzt ein mit häufig verwendeten Elementen, האבן, *der Stein*, und ציין, *das Zeichen*, die in dieser Kombination jedoch in Mainz kein zweites Mal belegt sind. Auch der für *zu Häupten von* gewählte Ausdruck, מראשות, ist eher ungewöhnlich. Ihn findet man in Mainz auch bei dem erwähnten Meschullam ben Mosche ben Itiel und bei der mit einer langen, gereimten Inschrift hochgelobten, jung verstorbenen Frau Channa bat Jehuda, deren Grabstein Rapp auf das Jahr 1120 datiert.

Das der Einleitungsformel folgende נחללת, *nechlelet*, gibt einen Hinweis auf das Schicksal Riwkas, die, benannt nach der biblischen Erzmutter Riwka/Rebekka, einen der häufigsten jüdischen Namen (nicht nur) jener Zeit trug: Wörtlich *die Durchbohrte*, übertragen also *die Erschlagene*, *Gestötete*, ein talmudischer, auf biblische Wendungen zurückgehender Ausdruck (bNazir 54a u.a.), der, als Substantiv *challal*, in ähnlicher Form heute für die im Kampf ums Leben gekommenen Soldaten (*challele tzaha* „I“) bekannt ist. Riwka zählt zu den Märtyrern, die um ihres Judentums willen ermordet wurden.² Welcher Tat oder Verfolgung sie zum Opfer fiel, bleibt uns unbekannt, da die Inschrift kein Datum trägt.

Auch dies ist eine Seltenheit. Zwar gibt es auch in Mainz einige Grabsteine, die offensichtlich nie ein Todesdatum trugen, doch scheint es sich bei ih-

nen um Steine zu handeln, die im Anschluss an die Rückkehr der Juden nach den Pogromen des Ersten Kreuzzugs anstelle der alten geraubten gesetzt wur-

[האבן] הלז לציין נחללת
[מרא]שות מרת רבקה המהוללת
[בת ר'] קלונימוס

Dieser Stein zum Zeichen für eine Erschlagene,

zu Häupten von Frau Riwka, der Gepriesenen,

Tochter des Herrn Kalonymos

den und zwar für so überragende und weitbekannte Persönlichkeiten, dass sie genauerer Datierung nicht bedurften. So zum Beispiel der Stein für den großen Gelehrten Gerschom ben Jehuda, der „Leuchte der Diaspora“, der Mainz zu Beginn des 11. Jahrhunderts zum Zentrum der Gelehrsamkeit gemacht hatte, oder der Stein für den synagogalen Dichter Meschullam ben Kalonymos, Enkel jenes legendären R. Mosche aus Lucca, Ahnherr der Kalonymiden. Zählte Riwka, *die Gepriesene*, auch sie Tochter eines R. Kalonymos, zu dieser, der angesehensten jüdischen Familie in Mainz? Es ist sehr wahrscheinlich. Einen weiteren Hinweis gibt es auf ihren Status: Trotz der Kürze ist ihre Inschrift gereimt, *nechlelet – m'hullelet*, wie nur sehr wenige der Mainzer Grabinschriften, was als eine besondere Ehrbezeugung für diese Märtyrerin zu sehen ist.

Name, Wortwahl, Reim und Gestaltung des Grabmals, dies alles zeigt an, dass Riwka bat Kalonymos, wenn nicht eine bedeutende Persönlichkeit eigenen Rechts, so doch Glied einer bedeutenden Familie war. Spätestens an der Wende zum 12. Jahrhundert erlitt sie einen gewaltsamen Tod. Würde sie aber ein eigenes Grab und Grabmal erhalten haben, wenn ihr Tod in unmittelbarem Zusammen-

hang mit den Morden des Ersten Kreuzzugs gestanden hätte? Das Martyrologium³ zählt unter den hunderten Toten vom Mai 1096 in Mainz ausdrücklich acht Frauen namens Riwka/Rebekka, und viele andere Frauen bleiben ohne Namen. Riwka, die Tochter des Kalonymos, stehe stellvertretend für sie.

Juwelen in Gräbern, Kaiserstatuen im Brunnen, Gold im Acker – wir dürfen dankbar sein für Namen auf Steinen.
Nathanja Hüttenmeister/red

1. Rapp veröffentlichte die Funde von 1952 in seinem Aufsatz *Mainzer hebräische Grabsteine aus dem Mittelalter*, *Mainzer Zeitschrift* (1957), S. 42–45, und merkt an: „Der Stein wurde photographiert, verblieb aber in der Baustelle.“

2. Vgl. dazu eine gereimte Grabinschrift in Worms von 1184 für den Märtyrer Mar Davi b. Levi: ... *hechallal, asher bejad sedim nit'ollal, gewer na'im um'hullal* ..., in Michael Brocke, *Märtyrer in Worms und Mainz. Eine epigraphische Studie zu qadosh, Aus den Quellen. Beiträge zur deutsch-jüdischen Geschichte. Festschrift für Ina Lorenz*, hrsg. von Andreas Brämer, Stefanie Schüler-Springorum und Michael Studemund-Halévy, München/Hamburg 2005, S. 13–24, hier S. 18.

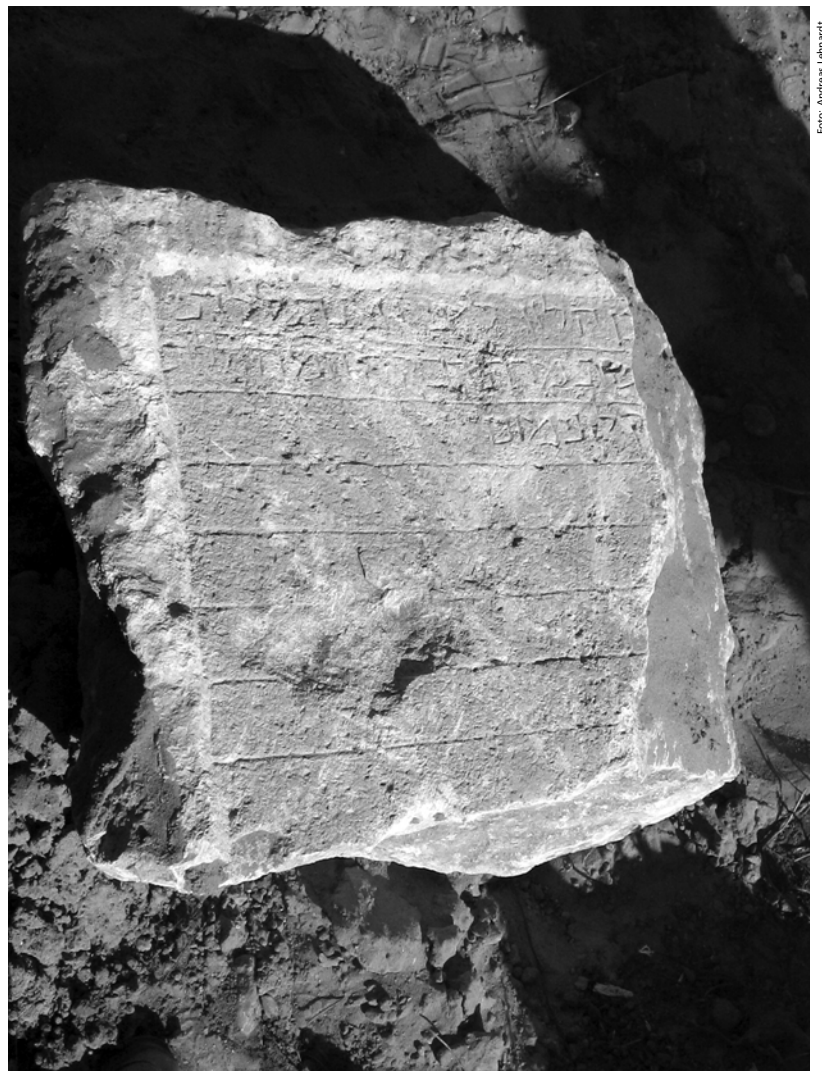


Foto: Andreas Lehnardt

3. Siehe Siegmund Salfeld, *Das Martyrologium des Nürnberger Memorbuchs*, Berlin 1898, S. 114–117.

Wie in Kalonymos (2009.1) berichtet, bearbeitet das Sal. L. Steinheim-Institut, gemeinsam mit Prof. Dr. Andreas Lehnardt, Judaistik, Johannes Gutenberg-Universität Mainz, die im August 2007 aufgefundenen mittelalterlichen Mainzer Steine und bereitet ihre Publikation vor.